

Die missionarische Verantwortung unserer Kirche¹

von Lindolfo Weingärtner

Missionarische Verantwortung ist Verantwortung vor Gott. Wenn Gott der Sendende ist, müssen wir ihm selbst auf seinen Anruf antworten. Das heisst aber, dass unsere Entscheidungen in Dingen der Mission nicht strategischer, sondern letztlich theologischer Natur sind. Deshalb dürfen wir hier nicht auf Menschen schielen ("Was sagen die amerikanischen, die deutschen Kirchen, was sagt die Ökumene dazu, wenn wir keine Mission haben!"). Jeglichem Zweckdenken ("welche Vorteile — geistliche Vorteile natürlich — könnte es für unsere Kirche haben, wenn sie eine Mission besässe — welche Gründe könnten uns dazu veranlassen, den Missionsgedanken aufzugeben...") muss hier eine radikale Absage erteilt werden. Missionarische Verantwortung vor Gott ist etwas, das die Kirche in unmittelbarer, sie in Frage stellender Weise trifft, so dass es schlechterdings unmöglich ist, sich der Frage mit pragmatischen Kriterien und mit Untersuchungen über Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit zu nähern. Wenn hier gefragt wird, so muss der Herr der Kirche gefragt werden. Es geht ja nicht um eine periphere Sache, sondern es geht um das Herzstück des Evangeliums.

Es wäre naiv, zu meinen, die Sache der Mission hänge etwa an der historischen Echtheit der letzten Verse des Matthäusevangeliums oder anderer vereinzelter Bibelsprüche, denen man nun einmal zu folgen habe. Die Sache der Mission hängt an Kreuz und Auferstehung Jesu Christi, hängt an der elementaren Tatsache, dass sich Gott in Christus mit dem Rebellen Mensch identifizierte, dass er in Christus den Gottlosen gerecht spricht. Sie hängt an dem Faktum der kirchengründenden Predigt der pfingstlichen Gemeinde, in der Gott das HAPAX der Rechtfertigung allen Menschen zuspricht und sein in Christus begonnenes Werk der Vollendung entgegenführt. In diesem Licht müssen alle die Mission betreffenden Bibelsprüche interpretiert werden. Gottes Werk geht weiter, Gott hat sich nicht von der Menschheit zurückgezogen. Er bezieht die als Werkzeuge in sein Handeln ein, die die Versöhnung empfangen haben, und sendet sie als seine Boten in die Welt. Es läuft einfach dem inneren Gesetz des Evangeliums zuwider, dass ich Rechtfertigung und Versöhnung für mich in Anspruch nehme und sie meinem Nächsten vorenthalte. Die Pietisten haben hier

1 Vortrag, gehalten in Sapiranga am 18. Oktober 1965

schon recht, wenn sie sagen: "Gerettet sein gibt Rettersinn" — allerdings nicht so, dass wir nun selbst die Rettenden wären, sondern, dass wir den Sinn des Retters haben (Paulus: 1. Kor. 2,16: Wir aber haben Christi Sinn. Es ist wohl kein Zufall, dass die Jünger Christi zuerst in *der* Stadt "Christen" genannt wurden, in der eine Gemeinde Missionare in die heidnische Umwelt aussandte). Das Salz muss salzen, wenn es Salz ist, das Licht muss leuchten, wenn es Licht ist.

Es bricht sich gerade heute in der "Missionstheologie" (wo- bei zu fragen ist, ob es überhaupt eine andere Theologie gibt...) die Erkenntnis Bahn, dass die Kirche Christi letztlich keine Mission *treibt*, sondern dass sie Mission *ist*, dass jedenfalls das Sammeln und das Senden, das Erhalten und das Neupflanzen nicht voneinander getrennt werden kann und darf. In der Kirche geschieht *missio Dei*. Gott hat sie begründet, indem er seinen Sohn in die Welt sandte, und sie lebt davon, dass sie den Sohn annimmt, der in Wort und Sakrament zu ihr kommt. Wenn diese Sendung Gottes seiner selbst zum Stillstand käme, wenn die Kirche nicht mehr ihr Medium wäre, wäre dann Gott noch unter uns am Werk? Wäre er mit der rechten Hand am Werk?

Wir können nicht umhin, unsere kirchliche Wirklichkeit auf die Tatsache "Sendung" hin zu untersuchen. Wenn wir auf die Vergangenheit schauen: Inwieweit vollzog sich in der Geschichte unserer Kirche *missio Dei*? Sie vollzog sich zweifellos. Wir können das Faktum nicht übersehen, dass von seiten der Evangelischen Kirche in Deutschland aus Pfarrer entsandt wurden. Wer wollte behaupten, dass sie deswegen, dass sie nur ihren eigenen Landsleuten nachgegangen sind, keine Missionare gewesen seien? Sie verkündigten und lehrten, wo oft nur noch Spuren kirchlichen Lebens vorhanden waren — und oft nicht einmal das.

Wir alle wissen um die historischen Faktoren, die wir alle gern anführen, wenn es gilt, zu erklären und zu rechtfertigen, warum sich unsere Gemeinden ein Jahrhundert lang damit begnügten, bedient zu werden, Objekte und Ziele der *missio Dei* zu sein, ohne jedoch selbst bewusst zu Instrumenten dieser *missio* zu werden und den Dienst am Wort als ureigenste Aufgabe anzusehen. Es geschah Mission. Das Heil in Christo wurde in Wort und Sakrament bezeugt. Das "recte" war auf den Inhalt der Verkündigung gesehen da. Doch müssen wir fragen: Hat nicht das recte auch etwas mit der Einübung des Hörenden in eine diakonisch-missionarische Existenz zu tun? Gehört zu dem "recte" nicht auch die Frage nach dem rechten Ort der Verkündigung, der rechten Sprache, die Frage, ob sie vor den rechten Menschen durch die rechten Menschen geschieht? Wir sind nicht zu Richtern unserer kirchlichen Vergangenheit berufen. In vielen Fragen müssen wir eher danach trachten, vor unserer eigenen Vergangenheit bestehen zu können. Wir wissen um die Not der ersten Generation, um den harten Lebenskampf der Kolonisten, um die mangelnden kulturellen Voraussetzungen, um die Ungunst der politisch-kirchlichen Verhältnisse, in denen es den Evangelischen durch das Gesetz verboten war, ihre Kreise

zu durchbrechen und ihren Glauben der sie umgebenden Welt zu bezeugen. Wir wissen auch um die negative Bedeutung, die etwa die Muckeraffäre für die Entwicklung lebendiger, missionarisch denkender Gemeinden hatte. Jahrzehntlang war jeder ein "Mukker", der das überkommene Traditionsgut oder die hier — nicht immer unter dem Evangelium-gewachsenen Formen im Sinne eines lebendigen, das Leben verwandelnden Christentums zu durchbrechen versuchte.

Noch einmal: Wir wollen über unsere Vergangenheit nicht richten. Das ist nicht unser Amt, und wir könnten in die Nesseln fahren, wenn wir mit unseren Jeeps und Volkswagen stolz an dem mulareitenden Kolonistenpfarrer der Vergangenheit vorbeibrausen wollten. Doch darf uns unsere Vergangenheit nicht wie ein Klotz am Bein hängen. Wir müssen spüren, dass ein Umbruch erfolgt ist, dass uns Gott heute Türen öffnet, die früher verschlossen waren (Sprache u. s. w.), dass deshalb unsere Aufgabe nicht einfach darin bestehen kann, Überkommenes zu konservieren, sondern dass uns in Kirche und Gemeinde neue Wege gewiesen werden, die es im Gehorsam zu gehen heisst, auch wenn sie nicht den bisherigen Gepflogenheiten entsprechen.

Wir wissen, dass in unserer Kirche viele Dinge in Gang sind, die in eine gute Richtung weisen:

1. Festigung einer verantwortlichen, bodenständigen Kirche — Theologische Hochschule, Diakonissenarbeit, Möglichkeit des Blicks über Gemeinde und Synode hinaus, in den weiten Raum unseres Landes, ja, in andere Länder hinein.

2. Wachwerden von Gemeinden: Mitarbeit der Laien an Verkündigung und Lehre, Jugendarbeit, Frauenhilfe, Mordomia.

Es sind neue Voraussetzungen für Mission entstanden. In beiden Bereichen muss ja der Missionsgedanke nicht künstlich erzeugt werden. Er war stets mit dem Evangelium da. Es wird heute darauf ankommen, in Verantwortung nicht nur von der Mission zu reden, sondern missionarisch zu handeln, wo sich Türen dazu auftun. Es scheint mir unerlässlich, dass jegliche Mission bei der Predigt in unseren Gemeinden beginne, dass ihnen der Missionsgedanke — oder gar fertige Missionsprojekte — nicht von aussen aufoktroiert werde, dass alles vom Wort Gottes her seinen Anfang nehme. Es geht — und dies ist nicht ein rein formeller Gesichtspunkt — einmal um die Glaubwürdigkeit der Mission. Wo keine sendende Gemeinde da ist, wird jeder Nichtchrist, dem wir die Botschaft anbieten, mit Recht fragen, wo denn die Gemeinde sei, die von diesem Evangelium lebt, in die er hineinzuwachsen und die ihm eine geistliche Heimat zu bieten vermag. Wer ist nicht erschüttert bei den sich mehrenden Berichten afrikanischer Studenten, die nach Europa kommen und die dort in schwere Anfechtung geraten, weil ihnen statt lebendiger christlicher Gemeinden, die sie nach all dem, was ihnen der Missionar von Christus gesagt hatte, erwarten zu können meinten, meist ein indifferentes Kirchen-

volk begegnet? Könnten wir es wagen, einen neubekehrten Indianer zu einer unserer normalen Gemeindeversammlungen einzuladen?

Doch es geht vornehmlich nicht einmal um die Glaubwürdigkeit. Es geht um das Wesen der Verkündigung selbst, die ja keine Ideologie ist, die sich durch Propaganda verbreiten lässt, sondern die personhafte Begegnung mit Christus zur Voraussetzung hat, welche ihrerseits nicht ohne personhafte Glaubensgemeinschaft und Dienstgemeinschaft denkbar ist. Eine sendende Gemeinde wird nicht aus einer Anzahl von Geldgebern bestehen können, die den Aufwand für ein Missionsprojekt finanziert. Sie wird auch nicht nur aus "Missionsfreunden" bestehen können, die den Missionsgedanken wachhalten wollen. Es heisst in Apg. 13, dass die Gemeinde in Antiochien in Syrien betete und fastete, als sie Paulus und Barnabas zur ersten geplanten Missionsreise der Kirchengeschichte nach Zypern entsandte: "Als sie dem Herrn dienten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe". Eine Gemeinde, die fastet, betet und dient: sie ist offenbar der Mutterboden für rechte christliche Mission. Wir wissen, dass sich solche Gemeinde nicht fabrizieren oder konstruieren lässt. Der Geist weht, wo er will, und das Wort wirkt, wo und wann es Gott gefällt. Aber Geist und Wort Christi sind am Werk, und es geht um unseren Gehorsam und unsere Nachfolge. Wir versagen in der Missionsfrage nur, wenn wir uns dem Wort versagen. Es muss uns und unseren Gemeinden deutlich werden, dass Glaube und Dienst nicht zu trennen sind und dass aller Glaube in Frage gestellt ist, der nicht zum Dienst führt. Hier gilt es nun, Ansätze zu stärken, gilt es, zu ermutigen, zu trösten — oder auch zu mahnen und zu warnen, wo Werkerei, Betriebsamkeit und Proselytenmacherei sich als Dienst auszugeben versuchen. Im Raum der Gesamtkirche müsste darauf gesehen werden, dass solche Ansätze nicht auf isolierte Gemeinden beschränkt bleiben, sondern dass ein lebendiger Austausch stattfindet, dass nicht nur durch Evangelisationen, Haushalterschaftskampagnen und andere Initiativen, die von den Pfarrern in die Gemeinden hineingetragen werden, das Wachstum dienender Gemeinden gefördert werde, sondern dass Männern und Frauen aus der Gemeinde, die begriffen haben, was christlicher Dienst ist, im weiten Raum Gelegenheit gegeben werde, anderen bei der Einübung in denselben Dienst zu helfen.

Wo solcher Dienst als Frucht der Verkündigung Gestalt gewinnt, kann es nicht ausbleiben, dass es im Lebensbereich der dienenden Gemeinde zum Gespräch des Glaubens mit dem Unglauben, dem Irr- und Aberglauben kommt. Dies Gespräch wird normalerweise innerhalb der verfassten Gemeinde seinen Stand haben, wird die Gleichgültigen ansprechen, die "Randsiedler" ins Zentrum rufen, die Spötter mit dem Ernst der Entscheidung konfrontieren. Seelsorge und rechte evangelische Kirchenzucht werden nicht Werk eines Mannes sein können, sondern sie sind nicht wegzudenkender Bestandteil des Dienstes der Gemeinde, die vom Wort und Sakrament her lebt. Dass diese Bewegung innerhalb der Gemeinde nicht aufhöre, dass nicht eine Konsolidierung kirchlicher Kreise oder

soziologischer Gruppen stattfindet, ist einfach eine Lebensfrage für die Gemeinde.

Wenn wir sagten, dass das Gespräch des Glaubens mit dem Unglauben gegebenenfalls in der verfassten Gemeinde seinen Stand habe, so meinen wir damit nicht, dass es nicht über deren Grenzen hinaus geschehen könne und müsse. Wir können die Grenzen der Gemeinde Christi nicht auf eine Weise setzen, die der souveränen Freiheit des Wortes Gottes, Grenzen zu überschreiten, nicht Rechnung trägt. Die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen bleiben. So sehr wir uns auch davor hüten müssen, Proselyten zu machen (1. Pt. 2,4: "proserchómenoi pròs tòn kyrion" — nicht "pròs hemàs"), so werden wir auch ausserhalb unserer verfassten Gemeinde denen, die Christus nicht als Herrn anerkennen, nicht nur von diesem Herrn sagen müssen, sondern wir werden sie einladen müssen, zu diesem Herrn zu kommen. Unsere Gemeinde muss denen, die zu Christus kommen wollen, offen sein. Das Kriterium für unser Einladen und Aufnehmen kann jedenfalls nicht von der formellen Zugehörigkeit unseres Gesprächspartners zu einer religiösen Gemeinschaft abhängig gemacht werden, sondern allein von der Tatsache, ob er Christus kennt oder nicht. Dass sich rechter missionarischer Dienst auch in einem befruchtenden Hineinwirken in den Bereich einer anderen christlichen Konfession — ich denke hier vor allem an die Katholiken — zu vollziehen vermag und dass solcher Dienst durchaus auf Gegenseitigkeit beruhen kann, wird uns heute vielerorts deutlich. Es gilt hier, zu einer Entkrampfung der Beziehungen zu kommen, die der apologetisch-polemischen Frontstellung entsagt und die ein offenes Gespräch über das eine, das not ist, möglich macht. Jedenfalls scheint es mir theologisch nicht vertretbar zu sein, dass ein Menschenkind, das katholisch getauft ist, nur auf dem Wege über eine evangelische Eheschliessung in unsere Kirche hineinzukommen vermag. Die Möglichkeit der Glaubensentscheidung muss grundsätzlich offenstehen.

Es kommt nicht unbedingt darauf an, dass unsere Gemeinde wächst, wohl aber, dass Christus verkündigt wird auf allerlei Weise. Die missionarische — und missionarische heisst nicht berechnende und auf Machtzuwachs bedachte — Grundhaltung der Gemeinde dem Nächsten gegenüber ist der einzige Mutterboden, auf dem jedwede missionarische Aktivität, die auf die Ferne und auf die Fernen gerichtet ist, gedeihen kann.

Die *Ferne* und die *Fernen* als Ziel der Mission: Wir erwähnen sie zuletzt. Auf keinen Fall soll dies eine Rangfolge ausdrücken — auch nicht unbedingt eine zeitliche Folge —, als ob erst in unserer Gemeinde alles in Ordnung sein müsste, bevor man überhaupt an äussere Mission denken könnte. Wir möchten nur mit allem Nachdruck sagen, dass man den Nächsten nicht leichtfertig überspringen darf ("passar de largo"), wenn man von Mission redet. Der Ferne ist immer leichter zu lieben als der Nächste — und Liebe lässt sich nicht delegieren, auch nicht an einen Missionar, der in die Ferne zieht. Nun ist uns klar, dass eine Einzelgemeinde von sich aus keine äussere Mission treiben kann und auch nicht soll.

Die Gesamtkirche kann und soll es, und wir sind hier, um uns über diese gesamtkirchliche Verantwortung klar zu werden, die wir wahrnehmen wollen. Wie wollen wir sie wahrnehmen? Was heisst Verantwortung konkret jetzt und hier? Es wird heissen, dass man erst einmal zur Mission ja sagt. Man kann im Glauben schlechterdings nicht zum Missionsbefehl nein sagen. Es sollte ein mutiges Ja sein, und vor allem ein ehrliches — dem es darauf ankommt, den Willen des Vaters zu tun. Dann wird Verantwortung heissen müssen: nicht enthusiastisch, nicht eigenwillig, wild, planlos und unrealistisch. Auch in der inneren Ökonomie des Reiches Gottes gelten Ordnungen, die sich nicht ungestraft ignorieren lassen. . . . "Paulus und Barnabas", "Paulus und Silas": Es geht nicht im Alleingang — es geht nicht ohne die Brüder. Es geht auch nicht ohne verantwortliche Planung. Glaube und Kostenvoranschlag sind Grössen, die sich durchaus miteinander vertragen. Das "wo" ist eine Frage, die in grösstem Verantwortungsbewusstsein erörtert werden muss. Paulus hat einen wohlwogenen Reiseplan. Er muss einen eigenwilligen Begleiter als Gehilfen ablehnen, der diesen Plan missachtet. Aber was ist Eigenwilligkeit? Petrus und Jakobus gegenüber ist Paulus "eigenwillig" gewesen und hat seinen Weg mit unbeugsamem Willen durchgesetzt. Wir meinen, dass der eigenwillig handelt, der sich nicht sachlichen und einsichtigen Argumenten beugt, der nicht brüderlichem Rat und brüderlicher Meinung gegenüber offen ist. Letztlich ist der eigenwillig, der anders will als Gott. Da wir keine evangelischen Päpste haben, wird hier immer Spannung, Anfechtung und Kampf bleiben müssen, und wir sollten uns alle mit einem gehörigen Mass an Geduld rüsten, die realistisch damit rechnet, dass auch einmal Missionare und Missionsfreunde wie Paulus und Barnabas "hart aneinandergeraten" (Acta 15,39). Wir haben ja alle schon die ersten Erfahrungen damit gemacht, und das zarte Pflänzlein der Mission könnte darunter leiden, wenn wir nicht lernen, brüderlich aufeinander zu hören und — wo es um Ermessensentscheidungen geht — auch von der unseren abweichende Meinungen ertragen zu können.

Aber wo ist denn nun der Ort, an den wir entsendet werden? Es erscheint uns ja kein Mann mehr (Apg. 16, 9) und sagt uns: "Komm herüber und hilf uns!". Ich glaube, wenn wir unsere Augen und Ohren offen halten, bedarf es keiner Gesichte, um Missionsziele zu finden. Wir meinen, dass sie im geographischen Raum unserer Kirche nicht eben spärlich gesät sind. Die Indianerreduktionen sind ja nur eine der vielen Möglichkeiten, äussere Mission zu treiben. Wir sollten keine inneren Bedenken haben, etwa bei caboclos, die sich nicht zur römischen Kirche halten oder unter dem geistig völlig wurzellosen Grosstadtproletariat home missions zu errichten — wenn auch erst einmal mehr zeichenhaft — vielleicht als Zweigstelle bestehender Gemeinden beginnend — wenn, dann jedoch als Werk, das von der Gesamtkirche bewusst gefördert wird. Der Begriff "äussere Mission" muss in einem Lande, das einen halben Subkontinent einnimmt, ohnehin einer Revision unterzogen werden. Es gibt hier für uns keinen grundsätzlichen Unterschied

zwischen einer Missionsstation innerhalb und einer Station ausserhalb der Landesgrenzen.

Trotz allem sollte auch die Mission in anderen Ländern in das Blickfeld der Gemeinden gerückt werden. Eine Kollekte für ein ausländisches Missionsfeld ist auch ein missionarischer Akt — wenn auch ein bescheidener. Es kann für die Welt von entscheidender Bedeutung sein, dass Menschen die Namen Russland und China nicht nur als mögliche Atombombenziele in den Zeitungen lesen, sondern dass sie in der Predigt etwas von der Liebe Gottes auch zu diesen Völkern hören und spüren; dass Fürbitte geleistet wird gerade für die Völker, bei denen die Mission heute am meisten in Bedrängnis geraten ist. In Unterricht, Predigt und in persönlichem Gespräch haben wir ausreichende Gelegenheit, auch zu den politischen Zeitungs- und Radiomeldungen ein wahrhaft christliches Wort zu sagen. Es wird alles darauf ankommen, dass es nicht bei diesem "Wort" bleibt.